

die politische Geschichte des Landes und seiner Beziehungen zu Deutschland gibt das Buch in geraffter Form einen komprimierten guten Überblick über Boliviens Geschichte seit den 1920er Jahren. Es zeigt leider auch eine weniger erfreuliche Seite auf, und zwar wie unverwüstlich offenkundig nationalsozialistisches Gedankengut ist. Das Format, die komplexen Zusammenhänge von den persönlichen Erinnerungssplittern her aufzurollen, gibt dem Buch eine große Authentizität.

Theo Mutter

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i1.09>

Leslie Witz, Gary Minkley & Ciraj Rassool: *Unsettled History. Making South African Public Pasts*. Ann Arbor. US-MI: University of Michigan Press 2017, 312 Seiten (<https://doi.org/10.3998/mpub.9200634>)

Die öffentliche Darstellung und Verhandlung von Geschichte, zumal „nationaler“ Geschichte steht im Zentrum von Prozessen der Identitätsbildung, nicht zuletzt von Strategien, eine „Nation“ zu definieren. Der vorliegende Band präsentiert hierfür relevante Arbeiten der drei an der *University of the Western Cape* sowie der *University of Fort Hare* tätigen Autoren, die aus ihrem gemeinsamen Diskussions- und Forschungsprozess über etwa zwei Jahrzehnte hinweg hervorgegangen sind und diesen Prozess dokumentieren. Dabei steht die Auseinandersetzung dessen, was in Südafrika kritische Geschichtsforschung heißen konnte und heißen kann, im Mittelpunkt. Unvermeidlich schließen sich daran Überlegungen zur aktuellen Debatte und Praxis der *heritage* an, die beide von den Autoren langfristig mitgeprägt wurden. Im Folgenden greife ich für die Konstruktion von Geschichte und Nation besonders relevant erscheinende Beiträge heraus.

Einleitend verorten die Autoren ihr langfristiges Projekt in kritischer Auseinandersetzung mit der seit den 1970er Jahren in Südafrika lebhaft betriebenen kritischen Sozialgeschichte, die vor allem mit dem an der *University of the Witwatersrand* jährlich abgehaltenen *History Workshop* verbunden ist. Die dadurch repräsentierte Forschungsrichtung wandte sich auch der mündlichen Geschichte zu, freilich, wie die Autoren in einem ihrer Einzelbeiträge zeigen, eher im Sinne der Erschließung einer zusätzlichen Quellenkategorie für die letztlich nach wie vor akademische Geschichtsschreibung als mit der konsequenten Zielsetzung, den Unterdrückten und Marginalisierten eine Stimme zu verleihen. In diesem Spannungsbogen finden sich denn auch unterschiedliche Spielarten und begriffliche Fassungen von *public history*. Diese reichen von Geschichtsschreibung für die Öffentlichkeit im Gegensatz zum rein akademischen Kontext hin zu systematisch partizipativen Ansätzen, gerade in Südafrika auch zu der besonders im Wissenschaftsbereich umstrittenen Übersetzung von Geschichte in *heritage*. Zumal in Südafrika eine der wichtigsten und am stärksten beachteten Formen einer *public history* die Wahrheits- und Versöhnungskommission war und ist, deren eine Säule eben in der Ermittlung einer, wie sich bald zeigte, höchst schwierigen historischen „Wahrheit“ bestehen sollte.

Hier hat die Konstruktion einer „nationalen“ Geschichte seit der Schaffung der Union aus vier britisch beherrschten Kolonien 1910 in besonderem Maße immer

neue und teils erstaunliche Formen angenommen. Wie leicht zu erkennen ist, ist dies Ausfluss der widersprüchlichen Inklusions- und Exklusionsprozesse, durch die die „Nation“ zu unterschiedlichen historischen Momenten bestimmt wurde. Zunächst ging es um die Begründung einer *weißen* Nation unter Ausschluss aller anderen, durch die sich bis zur Apartheid radikalisierende Segregation mit immer schärfer definierten Kategorien, in die die Menschen eingeordnet wurden. Auf dieser Grundlage sollten die afrikaans- und englischsprachigen Weißen nach dem traumatischen Südafrikanischen Krieg („Burenkrieg“) zusammengeführt werden. Ein Ausdruck dieser Bestrebungen und zugleich eine frühe öffentliche Kundgebung des Apartheidsregimes war 1952 die Feier des 300. Jubiläums der Gründung Kapstadts. Wie Ciraj Rassool und Leslie Witz zeigen, wurde die Figur Jan van Riebeecks hier erstmals ins Zentrum gerückt, und die von Kapstadt ausgehende Kolonisierung und Staatenbildung als Siegeszug der durch die weißen Siedler verkörperten Zivilisation dargestellt, während *Cape Coloureds*, Malai*innen und Afrikaner*innen Randpositionen zugewiesen wurden, die diese teilweise mit Protest quittierten. Auch wenn anscheinend die unmittelbar nach dem van-Riebeeck-Festival eingeleitete *Defiance Campaign*, die große Mobilisierung gegen Apartheid in der ersten Hälfte der 1950er Jahre, keinen unmittelbaren Bezug auf die staatlichen Feierlichkeiten nahm, ist doch die Besetzung der zentralen Orte Kapstadts mit diametral entgegengesetzten Inhalten unverkennbar.

Als Gegenbild dazu können die Auseinandersetzungen im Vorfeld des hundertsten Jahrestages des Südafrikanischen Krieges 1999 gelten, der in die Frühzeit der Mehrheitsherrschaft fiel. Wie die Autoren resümieren, traten aus diesem Anlass überaus vielfältige Initiativen und Interpretationen hervor. Sie reichten von recht konventionellen Besuchen auf den wichtigen, oft mit Denkmälern besetzten Schlachtfeldern hin zu offiziellen Versuchen, den Krieg als einen Prozess zu beschreiben, in den „alle“ involviert waren – gerade auch die aus früheren Darstellungen Ausgeschlossenen wie besonders Schwarze und Frauen. Demgegenüber machen die Autoren in dem Text, der seinerzeit eine scharf kritische Intervention in die Debatte darstellte, vor allem darauf aufmerksam, dass bei allen diesen Operationen die zentral problematischen Kategorien von „Rasse“, Ethnizität und Geschlecht weitgehend unhinterfragt weiter mittransportiert wurden. Der an sich bereits prekär anmutende Versuch, den Südafrikanischen Krieg in die Befreiungsgeschichte Südafrikas als eine der Etappen einzutragen, die schließlich zur Überwindung des Kolonialismus und seiner Folgen, zumal Apartheid führten, erscheint so ausgesprochen gewaltsam. Derartige Versuche sollten freilich im Kontext der offenkundig dahinter stehenden Anliegen gelesen werden, nämlich sich selbst oder die eigene Gruppe in eine solche Geschichte einzuschreiben, oder anders: eine Geschichtskonzeption zu finden, die nationale Einheit in der Perspektive einer Harmonie sucht, in der selbst schwerste historische Konflikte letztlich ausgelöscht sind. Unterfüttert wird dies hier mit dem Blick auf ein Spektrum von Praxen, das vom akademischen Diskurs bis zur möglichen Umgestaltung von Schlachtfeldern reicht. Nicht zuletzt erstreckt sich solche Symbolik auf die räumliche Nähe von Vereeniging, wo 1902 der Vertrag zur Beendigung des Krieges geschlossen wurde, mit dem Schauplatz des Massakers von

Sharpeville 1960, der 1996 als Ort zur offiziellen Unterzeichnung der südafrikanischen Verfassung gewählt wurde. Eine kritische Auseinandersetzung über die Art und Weise, wie durch die öffentliche Darstellung und die Einschreibung in öffentliche Orte „tatsächlich Geschichte produziert wird“ (174) müsste zugleich hinterfragen, warum bestimmte Opfergruppen gegenüber anderen privilegiert werden, die in den jahrhundertelangen Kriegen während der Expansion kolonialer Herrschaft im südlichen Afrika ums Leben gekommen sind, und warum die Zerstörungen im Rahmen der britischen Strategie der verbrannten Erde gegenüber dem burischen Widerstand nach wie vor wichtiger erscheinen als die vielen Fälle, in denen koloniale Kontrolle mit eben diesen Methoden durchgesetzt wurde.

Aus dieser kritischen Perspektive betrachten die Autoren auch den „heritage complex“, der sich nach 1994 herausgebildet hat, plastisch greifbar in der Transformation von Green Point in Kapstadt, wo auf dem Schauplatz der Parade zur Feier der Union ein Jahrhundert zuvor für die Fußballweltmeisterschaft 2010 ein neues Stadion in Sichtweite der Seepromenade und des touristischen Attraktionspunktes der Waterfront gebaut wurde. Die während des Baus in einem Besucherzentrum installierten Elemente einer offiziellen Erinnerungspraxis transponierten das historische „Erbe“ letztlich in ein Spektakel (212). Die Autoren wenden sich jedoch gegen den Impuls traditioneller, wenn auch kritischer Fachhistoriker*innen, die Hinwendung zu *heritage* einfach als Verlust akademischer Seriosität zu beklagen. *Critical Heritage Studies* sollte vielmehr die Praxis des Umgangs mit dem Erbe untersuchen – auch im Hinblick auf *heritage* als „Form von *governance*“ (224), die durch eine bis auf die Anfänge der Menschheit zurückgehende Geschichtskonstruktion Prozesse, Widersprüche und Kämpfe letztlich stillstellt.

Für ein Verständnis „öffentlicher“ Sozialwissenschaft, zu der kritische Geschichtswissenschaft notwendig gehört und für die sie unverzichtbar ist, bietet dieser Band eine hier keineswegs erschöpfte Fülle von Perspektiven und Anstößen. Nicht zuletzt gilt dies für die Konstruktion und Infragestellung von kollektiven Identitäten und damit einhergehenden Grenzziehungen.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i1.10>

Fazil Moradi, Ralph Buchenhorst & Maria Six-Hohenbalken (Hg.): *Memory and Genocide. On What Remains and the Possibility of Representation*. London & New York, US-NY: Routledge 2017, 181 Seiten (<https://doi.org/10.4324/9781315594897>)

Die langfristige Auseinandersetzung mit Völkermord wirft für diejenigen, die als Überlebende oder als deren Nachkommen unmittelbar von einem solchen Geschehen betroffen sind, aber auch für solche, die es für notwendig erachten, sich dem Geschehen und damit häufig der Geschichte auch der Gesellschaften der Täter*innen zu stellen, vielfältige und widersprüchliche Probleme auf. Im vorliegenden Band wird fast durchgängig das Theorem der „translation“ angesprochen, was mit „Übersetzung“ oder auch „Übertragung“ nur unzureichend erfasst ist, weil es offensichtlich